



Martin Roemer
Auf Sternengang
Reisen nach Innen
Essays und Gedichte

Martin Roemer
Auf Sternengang

edition exemplum

Martin Roemer

Auf Sternengang
Reisen nach Innen. Essays und Gedichte

ATHENA-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

E-Book-Ausgabe 2023

Copyright der Printausgabe © 2022 by ATHENA-Verlag,
Copyright der E-Book-Ausgabe © 2023 by ATHENA-Verlag,
Mellinghofer Straße 126, 46047 Oberhausen
www.athena-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: T. Linack, AdobeStock

ISBN (Print) 978-3-7455-1120-8)

ISBN (PDF-E-Book) 978-3-7455-1121-5

*Meiner Frau Margherita,
ohne die ich nicht heil durch diese Zeit gekommen wäre*

Inhalt

Einleitung

Essay: Trotzdem – dann eben nach Innen reisen	13
Per aspera ad astra	16

Offenheit

Essay: Vom doppelten Blick	19
Venedig bei Nacht	26
Totenwache	27
Küsse im Schlaf	28
Momente Memento	30
Conditio humana	31
Dichters Gericht	32
Alhambra	33
Altägyptische Totenmasken	34

Corona

Essay: Corona, vom Klimawandel gekrönt	37
Vom falschen König	49
Nachrichtenfilter	50
Cicerone	51
Alternativ unterwegs	52
Palimpsest	53
Kassandra	54
Kein Ende in Sicht	55
Prometheischer Zorn	56
In den Tagen der Plage	57

Angst

Essay: Plädoyer für die Angst	61
Abschied auf Raten	74
Genesis	75
Randexistenz	76
Tanzstunde	77
Lücke im Drehbuch	78
Zensur	79
Der 151. Psalm	80

Krieg und Flucht

Essay: Krieg und Flucht – oder Solidarität unter uns Sterblichen?	83
Auf und davon	95
Affenfelsen	97
Spielmannszug	98
Scherbengesicht	99
Breaking News	100
Ahnenforschung	101
Ägäisches Requiem	102
Anne Franks Schwester in Kabul	104

Unerträgliche Bilder

Essay: Unerträgliches vor Augen	107
Der Peiniger	119
Lebensqual	120
Bruder Janus	121
Italienische Reise	122
Handlanger	123
Durch die letzte Membran	124

Anzeichen

Essay: Inzidenzen	127
Nacht	136
Nie allein	137
Yoga für Fortgeschrittene	138
Sehnsucht	139

Carpe Diem

Essay: Kairos – vom rechten Augenblick	143
Elegie auf Madeira	154
Ländler	155
Und ihr werdet getröstet sein	156
Sonett an Petrarca	158
Bemessene Zeit	159
Protuberanzen	160
An der Grenze zum Wort	161
Durch die Pforten der Nacht	162

Terror

Essay: Explodierte Angst – kleine Philosophie der Apokalypse	165
I Faszination der Endzeit	165
II Der kompromisslose Monotheismus	166
III Über alle Zweifel hinweg	169
IV Die steuernden Eliten	171
V Mit allen Mitteln zu Gott	172
VI Ihr Recht ist nicht von dieser Welt	173
VII Strudel des Untergangs	174
VIII Im Namen Gottes oder des Menschen?	175
IX Gott kennen oder ahnen?	176
X Ein erstes oder letztes Gespräch	178
Wie es war im Anfang	180
Pyrrhusreport	181
Kulturkampf	182
Stilleben	183
Heimkehr	184

Wandel

Essay: Kein Wankelmut im Wandel	187
I Sag niemals nie	191
II Kulturelle Fundamente	193
III Selbstmissionierung	194
IV Qualität und Quantität beäugen sich	195
V Fragespiel	198
Hymne auf Hymnen vergangener Zeit	202
Begegnung der anderen Art	203
Feuerland	204
Der Geist der neuen Zeit	206
Späte Reue	207
Solidarisch und recht	208
Bilanz	209
Lebensabend	210
Versanden	211

Frieden

Essay: Bitte um inneren und äußeren Frieden	215
I Gang zur großen Mutter	217
II Zurück mit dem inneren Kind	218
III Tanz auf dem Vulkan	219

IV	Gipfelblick	220
V	Hortus conclusus	221
VI	Meer aus Musik	222
VII	Den Tränen recht geben	224
VIII	Zeitverschiebung	225
IX	Fährten der Nacht	226
X	Von Schaf zu Schaf	228
	Im Lorbeerhain	231
	Portovenere	232
	Pausenlos Rhythmen	233
	Wechselgesang für die Wolken	234
	Paradiesgarten	236
	Das Klavier singt sein letztes Larghetto	237
	Trauma im Traum	238
	Zeit der Vögel	239
	Mondnacht	240
	Theodizee am Deich	241

Sakralräume

	Essay: Die rätselhafte Aura sakraler Räume	245
	Von Reims nach Chartres	253
	Im Hexenkessel	254
	Register Vision	255
	Oase	256
	Nathan in Istanbul	257
	Pieven der Toskana	258
	Brennender Leib	259
	Das Kirchenschiff	260

Liebe

	Essay: Liebe ist Schöpfung	263
	Vorm Abendmahl	275
	Am weißen Strom	276
	Kleine Pekingoper für die Prinzessin	277
	Ikone des Schlafs	279
	Sich lösen	280
	Franziskanische Liebe	281
	Flügel Schlag im All	282
	Nachtgedanken bei Tag	283
	Traumreise	284

Gott

Essay: Gott	287
Allein auf der Welt	298
Bei Gott ein Humanist	299
Karfreitag Zwanzigvierzehn	300
Wandlung	301
Am Ende das Wort	302
Letzter Psalm	303
Auf den Türmen des Schweigens	304
Wanderer über den Wolken	306

Ausklang

Essay: Wunder und Wunde, einander ganz nah	307
Sonnengesang ans Gesetz	313

Nachwort

Essay: Zehn gebotene Sätze	317
Reisen nach Innen	320

Einleitung

Trotzdem – dann eben nach Innen reisen

Die Frage, was wohl passiert wäre, wenn ein bestimmtes Ereignis nicht stattgefunden hätte – zum Beispiel das Attentat von Sarajewo 1914 –, soll man ja eigentlich meiden, obwohl entsprechende Spekulationen zu durchaus spannenden, manchmal sogar befreienden Resultaten führen können. Aber im Kern bleiben solche Gedankenexperimente natürlich überflüssig und nutzlos, sind bisweilen sogar kontraproduktiv. In meinem Fall allerdings kann ich Ihnen für das Jahr 2020 eine ganz konkrete Antwort geben.

Wäre nämlich nicht in China ein winziges, aber hochgefährliches Virus aufgetreten und hätte Europa sofort reagiert und alle Reise- und Flugverbindungen mit Ostasien umgehend gekappt, weil man ja weiß, dass sich bisher alle Epi- und Pandemien über Handelswege, durch Reisen und Verkehr sowie im Gepäck marodierender Heere verbreitet haben – dann hielten Sie jetzt ein Buch über Sizilien von mir in Händen. Daran arbeitete ich gerade, und nach einer Erkundung Ostsiziliens samt Ätna war bereits eine entsprechende Tour durch den Westen der Insel geplant. Aber ein Schriftsteller kann nur treffend über etwas schreiben, was er selbst gesehen und erlebt hat, es sei denn, er will wie Karl May diese Länder einfach phantasiervoll erfinden; der Mann aus Radebeul hat sogar einige Grundzüge und Charakteristika der entsprechenden Erdregionen aus der Ferne ganz gut getroffen. Aber mein Projekt sollte einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der süditalienischen Insel gelten und die dortige Landschaft, Kunst und Geschichte nebst den Eigenheiten der dort lebenden Menschen nicht als bloße Staffage für einen frei dahinströmenden Erzählfluss nutzen. Die anvisierten Buchseiten zerfielen mir also buchstäblich binnen Sekunden zu Staub. Vielleicht bekommt Europa die Pandemie ja doch noch einmal soweit in den Griff, dass zumindest Reisen nach Palermo und Agrigent wieder zu akzeptablen und sicheren Bedingungen möglich sind.

Ich saß also auf dem Trockenen. Deich, Schafe und Elbe nahe am Haus sind zwar schön, aber ein vergleichbares Buchprojekt ergibt sich aus dieser Trias noch lange nicht. Alle Reiseziele erschienen mit einem Schlag illusorisch und mit zunehmender Pandemiedauer auch seltsam unreal. Interessant, wenn man durch Schleswig-Holstein fuhr, dass überhaupt alles noch da war, die Ortschaften, Felder und Wäldchen, die Sommerblumen und Störche. Erst langsam, nach etlichen Monaten, reifte ein Gedanke, dessen Ergebnis nun vor Ihnen liegt: Bloß kein Pandemie-Buch schreiben, das, wenn es gut geht – weil auch sonst alles gut gegangen ist –, die

Menschen höchstens für einen kurzen Moment zur Hand nehmen wollen, aber dann rasch weglegen werden, weil sich niemand mehr gerne an Corona erinnern will, zumal alle dann weiß Gott andere Sorgen haben, als ihren Leidensweg noch einmal in Schriftform nachzuverfolgen. Aber man könnte doch die Lebenssituation dieser lähmenden Pandemie zum Anlass nehmen, über Grundfragen unserer Existenz mit jener Ruhe nachzudenken, zu der uns alle die äußere Lage zwingt, man könnte also das tägliche Memento mori, mit dem man in diesen Zeiten ohnehin aufwacht, zum Ausgangspunkt einiger innerer geistiger Reisen wählen und sich selber damit überraschen, wo man am Ende anlangt. Corona käme also in den Texten vor, aber lediglich als ein Katalysator, der die Gedankenkette zündet und ins Laufen bringt. Was man in diesen Essays erreicht oder auch ausgelassen hat, könnte man ja in Gedichten spiegeln. Kurz gesagt: Nutze das, was dich ansonsten ausbremst, um produktiv zu sein. Unpolitisch sollte das kleine Werk nicht ausfallen, denn wie wir mit Corona umgehen, Probleme anpacken und überwinden – oder auch nicht –, ist eine hochpolitische und zugleich demokratiethoretische Frage, zumal der Klimawandel leider längst begonnen hat. Wenn Sie so wollen, habe ich den Tod, an den man jetzt gezwungenermaßen jeden Tag denken muss, zum Ausgangspunkt genommen, um darüber nachzugrübeln, wie wir die Welt organisieren müssten, damit alle ihre Lebenszeit entsprechend ihren Anlagen und Talenten gestalten könnten und dabei tatsächlich mit einem realen ›pursuit of happiness‹ ausgestattet wären – und wie wir einen sinnstiftenden Rahmen für unsere Existenz finden. Denn dass unsere Welt, angefangen mit unserem kleinen Land bis hin zu den großen globalen Ungleichgewichten, sich in einer gewaltigen Schiefelage befindet, hat uns die Pandemie ja noch einmal drastisch vor Augen geführt.

Wer also bin ich? Welche Bedingungen haben meine Sicht auf die Welt bestimmt? Wie begegne ich dem immer rascheren Wandel unserer Lebensverhältnisse? Meine existenzielle Angst, wie fange ich sie ein? Wie finde ich selbst meinen Frieden – und wie schaffen wir es, nicht durch Krieg und Raubbau an der Natur die Erde zu einem lebensfeindlichen Ort zu machen, zu dem es keine Alternative gibt? Und ist unsere Gesellschaftsordnung den extremen Belastungen und Anforderungen wirklich gewachsen? Wie erkenne und erspüre ich den rechten Augenblick, um meinem Leben die richtige Wendung zu geben? Welche Kraft hält die Liebe bereit? Und schließlich: Bleibt mein Leben letztlich unbehaust oder interessiert sich für mich womöglich doch eines Gottes durchdringender Blick?

Für mich selbst jedenfalls hat sich das Projekt bereits gelohnt: Meine Positionsbestimmung, wie ich die Dinge sehe, wird mir helfen, das letzte

Viertel oder, wenn es hochkommt, Drittel meines Lebens sinnvoll zu verbringen und mich dort einzumischen, wo es mir dringend nötig erscheint. Nein, ich bin dem Virus nicht dankbar, dass es mir diese Latenz- und Auszeit ermöglicht hat, das wäre pervers. Sagen wir es eher so, ich habe die vergangenen Monate genutzt, zum äußeren auch einen inneren Impfstoff zu entwickeln, der hoffentlich mich und vielleicht auch andere schützt. Denn wenn wir das Leiden einfach negieren, statt es uns anzuschauen, wird unsere Lebensbejahung weder kraftvoll noch tiefgründig sein. Dieses Buch beschreibt daher auch eine innere Entwicklung, an deren Ende es nach dunklen Anfängen Licht wird. Doch lesen Sie selbst.

Per aspera ad astra

*Exodus und Genesis:
Sebastião Salgado fotografiert die Welt*

Irgendwann war er es leid.
Er hatte alles Leid der Welt
in seine Kamera geholt. Jetzt
war sie ihm zu schwer, nur
schwarzer Klotz um seinen Hals,
er selber ausgebrannt und leer.
Nun war er's selbst, der schwankte,
wankte, fiel. Er stürzte aus der Welt.
Das war sein Exodus. Die Linse
war fast blind. Mit letzten Tränen
wischte er sie frei. Die Kamera lag
offen da. Die Bilder zogen aus.
Er speicherte – und löschte nichts.
Er wusste nur, es formatiert sich einst
an einem Tag, der jünger als sein Blick,
von selber neu. Er ließ die Samen
keimen aus dem Leid.

Dann wog er seine Kamera, und
siehe, sie war leicht. So leicht
bereit wie einst am allerersten Tag.
Er schöpfte selbst sich neu, schuf
mit den Augen nach den siebten Tag,
als alles gut besonnt, und saugte nur noch
Schönheit auf, bis alle Speicher voll
und sattgetränkt das Hirn. Mit jedem
Bild wog mehr das Instrument in seiner
Hand wie eines Spatzens Flügelschlag. –
Einst wird auch meine Kehle wund.
Dann wird erst Schweigen sein, und
Altpapier vergilbt. Drauf steigt
das Hohelied ans Licht und trifft
noch überm weißen Haupt der Sonne
Lobgesang, am Atmosphärenrand
beinah.

Offenheit

Vom doppelten Blick

Manchmal habe ich mich, und das schon in jungen Jahren, gefragt, ob ich die Toten vielleicht ein wenig zu sehr liebe und die Lebenden dafür reichlich zu schwach. Eine Neigung schon zu Studienzeiten, das Leben von seinem Ende her zu denken und zu empfinden. Heute spüre ich deutlich, dass die Balance in mir stimmt, und fühle zudem, dass diese Blickrichtung mir die späten Jahre sogar erleichtert, zudem standzuhalten hilft im Strom einer schier endlosen Pandemie. Man schaut seine Partnerin mit anderen Augen an, wenn der Gedanke um die Zerbrechlichkeit ihres Daseins hinzutritt.

Aber es geht hier um mehr als um gewisse charakterliche Eigenheiten und Dispositionen, um mehr auch als, sagen wir, eine gewisse Empfindsamkeit und Durchlässigkeit für das Ineinandergleiten der Zeit. Nicht nur ein solches Kontakthalten zu Schwingungen ist hier gemeint, an die wir, ohne sie im üblichen Sinne zu sehen, doch glauben. Es gibt handfeste Gründe für diese Haltung, und ich finde sie – im Leben. Die ersten Anstöße geschahen ganz früh.

Zunächst bin ich das Kind alter Eltern, meine Mutter, bei der Geburt nahe der Vierzig, hat mein Erscheinen nur knapp überlebt. Auch die kindlichen Herztöne wurden schon schwächer, und so schwebte ich auf dem Weg ins Freie eine kurze Zeit lang zwischen Leben und Tod. Geht es vorwärts oder gleich wieder zurück? Ein erster Rückblick also. Anschließend wurde ich so ängstlich von ihr umsorgt und umhegt, als hätte es zuvor schon einmal Anlass für diese Art von Verlustangst gegeben. Wie dem auch sei, der Vater, beruflich erfolgreicher Arzt, war noch ein Jahrzehnt älter als die Mutter, sodass er nach meiner Schulzeit schon einmal verdächtigt wurde, mein Großvater zu sein. Natürlich hat die Altersdifferenz gegen Ende der Pubertät die Verständigung reichlich erschwert. Woher seine nervöse Sorge stammte, welchen Partnerschaftsweg der einzige Sohn wohl gehen würde, ist mir erst heute bewusst.

Dafür haben die Eltern schon früh viel erzählt, ganz frei auch berichtet von Nazi-Diktatur, Propaganda und Hass, von Verfolgung, verschwundenen Freunden und Krieg. Sie hatten nicht mitgemacht, der Vater sogar die mit allen Abschlüssen vorbereitete Juristenlaufbahn aufgegeben, um als Arzt zu überwintern. Der Einberufung als plötzlich gen Ende noch Kriegstauglicher entging er, indem er sich in einem riskanten Akt das Knie selber lahm spritzte.

Heute weiß ich, die beiden haben mir nicht alles von sich gezeigt, manche Seite verborgen, bisweilen Heilige Familie Selbdritt gespielt, als Paar

übertüncht, was da war und was nicht. Der Vater hat, immer wieder zurückkommend auf Hitler und Krieg, all den Mut offenbart, den er hatte, verschwiegen die reichlichen Gründe zur Angst. Sprachgewandt muss er auf einem äußersten Grat balanciert sein. Einem Kind, dem latent im Kopf herumschwirrt, dass da mehr im Raum steht als jemals gesagt, fehlt freilich ein allerletztes Stück zur familiären Ur-Geborgenheit, es spürt den unheimlichen Rest, sucht nach eigener Schuld, fragt sich innerlich alt. Ein paar seelische Blessuren sind geblieben, sie heilen, indem man verzeiht. Das sind die kleinen Tode, die man in sich trägt.

Dass in der Familie der Mantel des Katholizismus über alles Vorfindliche gebreitet wurde, mehr noch vom Vater als von der ihm auch darin folgenden Mutter, bestärkte die Tendenz zur Rückschau in der Blickweise des Kinds, denn dieser Glaube ist ja auf einen Zeitpunkt zweitausend Jahre zuvor gerichtet und besteht geradezu darauf, alt und überliefert zu sein, sogar in einem solchen Ausmaß, dass er heute in seiner störrischen Weigerung des Wandels sperrig wird und vergreist. Ich bin einen anderen Weg gegangen, und Gott möge urteilen, ob ich ihm nah bin.

Die elterlichen Berichte von Krieg und Zerstörung beglaubigte die Umwelt. Ich mochte als Kind nicht in der Innenstadt Hamburgs einkaufen, denn da war so vieles lückenhaft und zerstört, und das störte den früh schon erwachenden Sinn für Schönheit, ästhetisches Maß. Und bei den vielen Krüppeln – so hießen sie damals für mich – mochte man auf die leeren Ärmel, die Krücken samt gekappten Hosenbeinen gar nicht recht hinschauen, schon gar nicht hin fassen. Die elenden Nissenhütten gab es auch noch. Es muss dann mit etwa vier Jahren gewesen sein, dass ich erstmals vor den zerbrochenen Glocken von Lübeck stand, beim furchtbaren Bombardement von 1942 – dem ersten Flächenangriff auf eine deutsche Stadt – im Südturm der Marienkirche herabgestürzt und dort als Mahnmal belassen. Nie wieder hat mir jemand erklären müssen, was Krieg ist. Der zerbrochene Klang, das reichte für immer. Heute weiß ich, dass seit dem Feuersturm von 1943 ganze Viertel meiner Heimatstadt Hamburg auf den Knochen der Toten errichtet sind, wie man sagt. Aber all das hatten die Bronzeleiber der Glocken schon verkündet. Im ersten Moment mag es seltsam anmuten, dass mein Gedicht über sie, Epitaph genannt, gut dreißig Jahre später an einem sonnigen Nachmittag am Swimmingpool eines kleinen kubanischen Hotels entstanden ist. Aber es war die eigenartige Spannung zwischen der Lebenslust, die ich damals mit wahrlich allen Sinnen erfuhr, und dem ständig präsenten Bewusstsein, dass alles den Regeln einer stets hellwachen Diktatur unterlag, die den Text evozierte. Nichts ist, wie es scheint, und irgendwo lauert beständig der Tod.

Natürlich habe ich wie die allermeisten Menschen kurze Lichtblitze von Erinnerungsfetzen aus den ersten Lebensjahren. Sie erfassen allesamt Schönes, eine brennende Fackel zum Martinszug ausgenommen, die der Vater im Zimmer rasch austrat. Aber das erste verfestigte Bild umfasst bezeichnenderweise eine Tote, meine Großmutter, aufgebahrt in einer Düsseldorfer Friedhofskapelle, als ich gut dreieinhalb Jahre alt war. Mein Vater umkreist danach mit mir die Kapelle und hat es erreicht, dass Vertrauen entstand in den Tod anstatt Angst vor der unbegreiflichen Macht. An seinem erkaltenden Leichnam erfasste mich, Minuten nur zu spät gekommen, Jahrzehnte später eine alles überschwemmende Trauer, die schwindlicher machte als alles zuvor, aber fremd war mir nichts. Jetzt hatte sich die Endlichkeit erst ganz gezeigt. In seinen erkalteten Armen das Kind war tot. Doch die Toten erscheinen in Träumen und verabschieden sich gänzlich real, sie können einen kurz dabei streifen und hinterlassen uns etwas im Sinn: Da steht man dann auf, schreibt es hin, und man ändert selbst später kein Wort. So ambivalent müsste künden die niemals gesicherte Rede vom Tod.

Ein wenig habe ich als Student, ihnen räumlich und geistig entflohen, zugleich mit den Augen der Eltern erwachend geblickt auf mein Land, nicht um jede ihrer Ansichten zu teilen – das tat ich wahrhaftig nicht –, aber ausgestattet und beladen mit dem Gepäck ihrer Erinnerung und Erfahrung. Die Mutter, die beim rhythmischen Klatschen erstarrte, Lots Weib auch beim Klang der Sirene, beim Mittagstisch Probealarm. Der Vater, der misstrauisch blieb, wenn sich Massen formierten und Sprechchöre schallten durchs Rund. Es hat mir nichts ausgemacht, in einer großen Versammlung laut zu widersprechen. Von meinen akademischen Lehrern in Tübingen ist mir jener präsent und dem Auge für immer als Nachbild geblieben, der als Halbjude von Wien nach Neuseeland geflohen war, und zurückgekehrt Gedichte mit einer Stimme vortragen konnte, als hätte er in Wirklichkeit alles miterlebt. Das war die Nähe und Wärme, die Liebe zur Literatur, die ich im Studium sonst oft so schmerzlich vermisste. Er hat, alt geworden, nur noch kurz und am Rande erlebt, dass da etwas aufwuchs in mir. Man konnte ihm alles zeigen. Er wirkte auf manche unnahbar – und war doch so nahbar wie keiner. Beängstigend fast, wie wenig Angst in ihm war. Sicherheit gibt mit, wer so ist, und sie bleibt als Geschenk auch erhalten, selbst Jahre noch nach seinem Tod. Im Alter führt man Gespräche und Totengespräche zugleich an einem kurzen Tag. Beide Freundeskreise scheinen mir gute Zuhörer zu sein. Im Regelfall verstehen sich beide und ergänzen einander in mir.

Die Rufe der Toten wurden lauter. Der jüdische Friedhof in Hamburg-Altona zog mich magisch an. Es erhob sich ein Stimmengewirr und begann sich erst langsam zu ordnen. Ich suchte sortierend nach Orientierung. Sie suchten einfach einen Mund. Celan kannte ich seit Tübingen, Sie wissen jetzt, vermittelt durch wen, und nach einer Reise durch Polen, einem lebensverändernden Tag in Auschwitz, schrieb meine Hand wie in Trance, holte ich fast täglich im Rhythmus mir Tafeln aufs Neue vom Berg. Aber da war der Vater mit seinem Mut. Darauf musste ich zurückschauen. Fast stand mir der Vater im Weg, denn seiner damaligen Leistung hatte ich nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Ich musste es andersherum angehen: Mich befragend, mir das Schlimmste zutrauen, um langsam, alles zulassend, mich abhärtend, der Hoffnung eine vage Chance einzuräumen, dass es mir eben doch nicht möglich wäre. Zu Tische sitzen mit den Mördern, um vielleicht mit Geduld den winzigen Unterschied zu erspüren, den Spalt, durch welchen der Seele sich Heilung nur zeigt. Mach dich bekannt mit dem Bösen, aber nicht gemein. Mitgefühl und Mitleid sind sonst zu billig zu haben. In Auschwitz hatte ich als abendlich Letzter auf dem Gelände geglaubt, das bekannte Tor, auf das ich zulief, sei verschlossen und nicht nur angelehnt, sodass ich schon bereit war, auf dem Gelände zu übernachten. Die Septembernacht schien warm zu werden, jedenfalls warm genug, um den eisigen Frost der Seele zu tauen. Irgendwo, nicht weit von den Öfen, ins Gras. Die grausigen Klappen erinnernd, hoch oben die Sterne im Blick. Ich hätte es tun sollen, mich dennoch hinlegen und bei ihnen wachen und schlafen, die da sind und verschwunden zugleich.

Wo es beklemmend ist, kann sich Zugehörigkeit einstellen, wenn man kommen lässt, wer auch immer da will. Alle, die zur Linken und die zur Rechten. Wenn man nur weiß, welche die eigene Seite ist. Man sollte es sich ganz genau klar machen: Man spricht beim Kreuz Christi so gerne von rechts und links, aber richtig wird die Zuordnung erst, wenn man nicht auf den sterbend an seinem Balken Hängenden blickt, sondern aus der Perspektive des Leidenden auf die Welt schaut. Die bleibende Sicht auf die Welt gehört den Opfern – und niemandem sonst. Wenn man beides zusammennimmt, die schonungslose Introspektion und die sich anschließende grenzenlose Solidarität mit dem Leid, erwächst daraus eine ebenso harte wie resiliente Poetik. Insofern dem Gedicht diese Haltung eingeschrieben ist, wird es politisch. Eine Rose sei eine Rose? Schon gut. Doch tritt man sie achtlos zu Boden, dann liegt dort Geschichte der Welt.

Die Shoáh wird mich weiter begleiten, noch immer kommt mancher vorbei. Inzwischen gibt es auch Gefährten aus anderen Regionen, und stets stehe ich dabei im Geiste auf oder neben einem Leichenberg; im inneren

Heim ist es licht, so sieht man aufs Bürgerkriegsfeld. Wenn man sich mit den Toten einlässt, dann wird es Verpflichtung der Poesie, ihre Kraft einzusetzen, dass die Wunden der anderen stark in uns, heftig zu brennen beginnen, wir entflammen und Widerstand leisten, wo Unrecht geschieht, nebenan, wenn man Fremde bespuckt, wenn wir Wohlstand erkaufen mit Waffen, die anderswo leeren die Welt, wenn uns hehr unsre Worte zerfasern, wir Werte verhökern als wahr. Worüber wir schreiben, ist bereits ein erster Fingerzeig, mehr noch, worüber nicht. Täglich wird schneller abgeschlachtet, die Warteschlange ist lang hinterm Schreibtisch. Doch wenigstens so erwüchse aus Worten die bessere Tat. Der alte utopische Traum vieler Dichter. Utopien, als Gegenpol gedacht zur Wastatt der Ideologien, sind etwas für die Jugend, aber alternd verjüngt sich mit ihnen der Blick.

Als Architekturliebhaber habe ich einen guten Sinn für Proportionen mit auf den Weg bekommen, ich sehe sofort, und ohne es zu wollen, ob ein Gebäude links oder rechts von der Achse einen Meter kürzer oder länger ist als auf der anderen Seite. Andere, die noch nach der Achse suchen, kann das wahnsinnig machen. Bei mir läuft das ganz automatisch ab. Die Toten haben mich einen ähnlichen Blick auf das Leben gelehrt: Je älter ich werde, desto rascher erfasse ich spontan die Unstimmigkeit eines Orts. Ich sehe zugleich die herrliche Symmetrie einer Synagoge aus der spanischen Maurenzeit und die fehlenden Beter. Am Marktplatz das einzige aller Gebäude, wo die spätere Zeit sich mit Pomp falsch getarnt: Das tut nur so alt, das sind die Schnörkel von pickligen Hauben und Wichs. Die Koutoubia von Marrakesch, die älteste Moschee der Stadt, liegt nahe beim Djemaa el Fna. Zu Deutsch sagt man ›Platz der Gehängten‹. Auf dem Minarett steht eine gewinkelte Holzkonstruktion zum Aufhängen der grünen Flagge des Propheten. Sie schmerzte mein Auge als Galgen. Und manchmal frage ich mich, wie man lebt in solch Wohnungen, die Zimmer erwärmt, aus denen Menschen deportiert wurden. Man könnte das womöglich spüren wie andere eine Wasserader. Es ist schön, dass sie Dresden wiederaufbauen. Neben dem Schutt der Frauenkirche konnte glückliches Leben nicht keimen. Aber geht man anschließend durch die Rechteckfoltern der neuen Prager Straße, erst diktaturgeprägt, dann modisch aufgemotzt, so spürt man, hier treffen zwei Formen von Lüge aufeinander, eine heimelnd hübsche und eine brutale Version. Liegt es daran, dass in Dresden sich hassend emporhebt, was drunter begraben noch ächzt? Absaufen lassen? Als seien die Bomber noch gar nicht gekommen.

Manchmal spürt man bei Häusern, sie sind böse, nicht gut. Man liest nach und erfährt dann, drin hauste die Inquisition. Mit einem Schlag ändert sich die gesamte Atmosphäre der spanischen Architektur, als man

Mauren und Juden vertrieb. Einen Gang durch eine deutsche Nachkriegsinnenstadt finde ich anstrengend. Das wäre etwas für ein Buch über gebauten, als Fortschritt sich tarnenden Selbsthass. Wir führten das Prinzip kultureller Auslöschung bei uns selber akribisch noch lange Zeit fort. Vor dem, zugegeben neugotischen, Seiteneingang des eigentlich mittelalterlichen ehemaligen Hannoveraner Rathauses an der Marktkirche prangt jetzt ein schwarzes Metallgestänge als Baldachin, das muss man als Stadt erst mal bringen. Meine Assoziation für ein nicht geschriebenes Gedicht: Es wurde unbemerkt in einen nicht gehobenen Schädel gerammt.

Sehe ich etwas Schönes, fragt es in mir, wer es zerstören könnte. Heute ist diese ängstliche Stimme viel lauter als früher, da dachte ich, kindlich naiv, wie ich war, die Schrecken des Krieges erleuchteten lange den Geist. Sie denken jetzt vermutlich gleich an Islamisten. Doch die Mafia hat in der Altstadt von Florenz gebombt und in Rom am antiken Viehmarkt: Die Fassade von San Giorgio in Velabro ist rekonstruiert. Bei jeder Aufnahme eines Weltwunders der Baukunst in die Liste der geschützten Kulturgüter der UNESCO durchfährt es mich wie ein Blitz, dass womöglich in diesem Moment jemand dieses Objekt genau deshalb ins Visier nimmt. Und sei es, um als Sekte des Todes mit dessen Zerstörung zu prahlen. Palmyra, jetzt nur noch ein Fotoalbum meiner Frau.

Die Toten verleihen den Blick des Bedrohten. Man spürt, es kann jederzeit kippen, dann wäre man selber bedroht. Und man schaut aufs Bedrohte, aufs bessere Erbe der Menschheit, auf eilende Füße, aufs Kind. Man scheidet Gesichter, Fassaden, und sieht, wie das Sterbliche bebt. Palmyra ist größtenteils Schutt, und sein Archäologe, als Wächter der Stätte, als alter Mann enthauptet, viel Volks stand dabei. Woanders hat der IS gekreuzigt. Diabolische Anleihe. Blasphemie ist mit Paragraphen nicht zu fassen. Aber aus dürren Worten zimmert man feilend symbolisch den Sarg.

Sucht der Poet nach seinen Schädelstätten, so hat das mit Nekrophilie nichts zu tun. Es ist nicht morbide, es geht eher um so etwas wie posthume Lebensrettung. Wer den Toten das Wort aus dem Mund nimmt, der schreibt Menetekel für dereinst. Ich danke meinen Eltern mit ihren Stärken und Schwächen, wie sie mich feinfühlig lehrten zu sehen: Die Augen des Kindes sollten schon einmal wissen, wie sich zärtliches Abtasten anfühlt, und als sich das passende Wort dazu einstellte, war es bereits begreiflich. Ich danke ihnen für das Erbe, das sie mir auferlegt haben, und all den vergangenen Wegbegleitern, die mir beigebracht haben, dass man glücklicher lebt und erfüllter, je genauer man schaut, deren Augen mir wiesen, nur ja nichts wegzublenden, sondern aufzumerken, wenn sich verschleiernd doppelt der Blick. Der Sicht der Toten verdanke ich viele

meiner wertvollsten Anregungen. Man gibt an die Lebenden weiter, was jene einem anvertraut, und nimmt danach umso fester, mitten im Leben stehend, bei der Hand, was man liebt.

Venedig bei Nacht

Mit Schatten einst im Rendezvous: Da warst du jung.
Ihr Echo wispernd aus den Gassen, deren Ende blind.
Zurück ins Labyrinth, wenn schwarz am Ausgang
wieder Wasser schwieg. Die Welt verschluckt. Im
Jenseitsreich die Häuser still, wie menschenleer, als
hielte dich der Tod im Arm. Doch Jugend findet stets
vom Rand zurück, so somnambul gewiss. Das ist jetzt
vierzig Jahre her, und vierzig Jahre sind dem Greis
ein Tag. Wohl zogst du Geister an aus Spalt und Riss,
wenn sie vom vollen Mond durchstreift, doch schautest
dich nicht um. Jetzt spürst du starr im Nacken diesen
Blick, den keiner sieht. Da reicht ein Gang durchs dunkle
Heim. Einst reizte dich das Schattenspiel der Nacht, das
Huschen dicht am Arm. Der Jünglingslärm des Tags,
er hätte nur gestört. Gefolgt bist du dem leisen Plätschern
im Kanal, dem Sehnsuchtsruf der Einsamkeit, hast noch
den Mund des Omega erahnt und seinen Laut erhascht.
Ein helles Fenster, und du fühltest schon, es gab der
dunklen mehr. Blieb alternd jung dein überwacher Sinn?
Die Gasse blind?

Totenwache

Die erste kalte Hand.
Das unvertraute Eis der Stirn.
Weit fort schon Mund und Ohr:
Zum ersten Mal sprichst du ins Nichts.
Gesagtes steht noch zitternd in der Luft.
Das Ungesagte bleibt.
Kein Mensch holt diese Worte ab.
Das Zimmer kreist im All.
Vollzogen das Gesetz:
Du siehst den Krater, nicht den Meteor.
Ein Nachbild narrt dich nur.
Zerfällt noch wochenlang.
Du machst dich weit und ahnst:
Viel Schatten stehen zwischen Raum und Zeit.
Stets wechselnd die Gestalt.
Es ballt sich Staub und wirbelt auf.
Der Tote lauscht in dir.

Sie holen ihn wie Mobiliar.
Der Schlag der Pietät.
Die Mutter steht verloren in der Tür.
Sie wird zum Geist.
Ab jetzt spürst du den Sinn:
Ein Nachfahr sein.
Du lässt die Seele fahren, wie sie will:
Und setzt ihr nach.
Du ahnst schon jetzt:
Du legst dich nie in dieses Bett.
Du nimmst kein Geld dafür.
Du schenkst es weg.
Der Preis war hoch genug.
Verfolgen wird dich dieser Tod auch so.
Die Endlichkeit hat dir ihr Brandmal aufgeküsst.
Verwaist streift dich die Hand der Welt.
Du wirst ihr nie mehr trauen wie zuvor.

Küsse im Schlaf

in memoriam Paul Hoffmann, Tübingen

Manchmal, für kurz, darf ich's nehmen
und schlüpfen zu dir ins Gesicht,
darf schauen, als wär' es die deine,
auf meine zerbrechliche Welt.

Ein Jude, zurück bei uns Deutschen,
mit wallenden Haaren, erbleicht,
als könnten solch Wellen reich werben
fürs Strömen der Sprache des Leids.

Dann hör ich, als bräch' mir die Stimme,
die Brunnen Brentanos im Rausch,
und forme mit zitternden Händen
stets leere, die Urnen Celans.

Sekundenlang zittert die Lippe,
zerhackt eine Horde das Wort,
ich hebe die blutenden Silben,
der Mund küsst Jahrtausende alt.

Ich flieg' im Geruch deiner Pfeife,
seh' brennen, was immer da brennt,
les' ab allen steigenden Völkern
die spärlichen Zeichen des Rauchs.

Mir altern verwechselnd die Züge,
in die das Gedächtnis uns zwingt,
der eine entging ihrem Fahrplan,
der andre will hindern den Druck.

Als wär' mir die Maske geblieben,
mit Güte zu sehen, was lebt,
und Furcht zu verbergen vorm Nächsten,
den Geist nur im Blick, der uns heilt.

Was gäb' ich nur, sähst du die Zeilen,
strichst leise nur aus, was nicht passt,
und fügtest hinzu meinen Fingern,
was jünger mein Ohr überhört.

Jetzt schlüpf ich aufs Neue, gleich schlafend,
zu dir ins Gesicht wie ein Kind –
und weiß doch, ich altere rasend,
träum sinkend uns Erben dazu.

Ich leih dir, nein, schenke die Stimme,
ich zieh mich zurück, und du sprichst,
ich weiß, dieser Schluss wird jetzt stimmen,
die Zunge tief drinnen erwacht.

Momente Memento

Im Radio Bach, findet Gott nah
zur Weide der Schafe den sicheren
Klang. Naht mein Vater, legt auf
seine Hände – kein Laut, ich vergab
ihm die Schuld. Schrei'n im Kopf
alle Bilder von Syriens hungernden
Kindern, dem Säugling, zu Ende
sein Kampf. Auf zwei Beinen stehst
sicher, Gedicht, auf der stetigen
Driftung der Schollen zum Rand,
legst den Silbstein aufs Meer.

Conditio humana

Ich kniee auf Leibern, auf Bergen von Leichen, und nirgends ist Halt, nirgends Halt auf den Schädeln, den knochigen Graten, dem schwankenden Fett. Ist so eklig, der Boden aus glibbrigen Körpern, verbackenen Haufen, man rutscht auf den Säften vom langsam zerlaufenden Fleischberg, ein Ächzen, als seufzte dies alles, es bläht sich ja auf. Doch ich kniee und lege mich ab, meine Kleider, den Rock zu den euren, am Rand dieser Grube gestapelt, und mache mich nackt. Bin ein schwankendes Rohr vor der Kimme statt taumelnd voll Korn. Babi Yar und der Balkan, Pol Pot zu Ruanda: nur rascher verfault, wo es heiß. Aller Leichen Geschichte ein Turm, und gibt niemand, der einzig die Sprache des Schweigens versteht. Immer reimt sich der Schleim nur auf Seim. Mein Gebet schlüpft in schlüpfrige Ritzen, versteckt sich in Klüften von Achseln, in totem Gedärm, und die größte Rosette vom Kloster klafft unten, als wär's kein Geheimnis, dem Nächsten im Arsch. Lispelnd schieb ich noch Brüste beiseite, den Sack zum erkalteten Schwanz, krächz zum Himmel, als würd' mir die Kehle gepfählt. Doch ich kniee und lege mich ab, balancierend auf glitschigen Leibern – und gleite ich aus, kippe hilflos zur Seite, die Stirn in der Spalte, dann nenn' ich das Demut, verdammt, denn wo sonst sollt' ich knie'n, als in weichende Fürze von Toten geklemmt und versenkt in das Ende vom Kampf? All die Schenkel und Keulen der Toten mein einzig beständiger Grund: Denn wir fußen im Leid.

Dichters Gericht

Ja: Auf der Tonkrüge Ebene sitzen, wo jedes Gefäß
mit Erinnerungsrollen gefüllt meines Lebtags und
Nachtschlafs und, bauchig zum Bersten, in Grabstille
harrt, bis die Rüstzeit beendet am Tag aller Tage, wo
Rollen entsiegelt die Taten enthüllen, verlesen wird
Gutes, Versuchtes, die Liste der Liebe, die lange der
Last. Was geglückt, trägt der Engel zur Rechten der
Waage, laut zählend der Rollen wohl endliche Zahl.
Was gefehlt, wird verräuchert und dann erst gewogen:
Doch wehe, die Waage des Lebwerts neigt bitter sich
links zu der Asche unendlichem Berg. Des Geflügelten
Brauen ein furchtbarer Strich, denn die Strafe heißt
schreiben, auf ewigen Nachschub auf immerdar kritzeln,
die weißlichen Rollen beschreiben und dichten sich neu.